

## Im Fahrstuhl. Dazwischenkommen

Stellen Sie sich vor: Ich trage eine Uniform. Klassischerweise wäre sie von kräftigem Rot oder strahlendem Blau, tailliert geschnitten und zweireihig von goldenen Knöpfen verziert. Doch die meine ist moderner – anthrazitgrau mit silbernen Nähten und Knöpfen und einem schmalen chinesischen Kragen. Dazu gehören gleichfarbige Hosen, blitzblank geputzte schwarze Schuhe und eine runde Kappe. In diesem Anzug stehe ich für Service und Sicherheit, gehe helfend zur Hand, wo immer ich kann, kontrolliere die Tür, halte sie offen, wenn auf die Schnelle noch jemand mit möchte, Sorge für Sauberkeit, gebe nach bestem Gewissen Auskünfte und grüße stets in vollendeter Höflichkeit. Der Ort, an dem ich diesen Dienst verrichte, ist jedoch kein „Grand Hotel“,<sup>10</sup> sondern einer von zwei Fahrstühlen (Thyssen Krupp, 1975, 900 kg, 12 Personen, N° 24 40 40 033) eines siebzehnstöckigen Hochhauses, das in den 1970er Jahren nach den Maßgaben des sozialen Wohnungsbaus im ehemaligen West-Berlin errichtet wurde.

Das Nachdenken über die Schlüsselstelle im Hochhaus, welche die Einmischende Beobachtung begünstigen konnte, hatte mich in den Fahrstuhl geführt. Alle Bewohnerinnen und Bewohner, vom ersten bis zum obersten Stock, nutzten ihn in der Regel. Stellte ich mich dort hinein und harpte nur lange genug aus, dann würde ich zwangsläufig alle, wenn nicht zumindest die meisten Menschen im Haus früher oder später treffen. In der Kabine würde das Aufeinan-

10 Ein großes und herausragend luxuriös ausgestattetes Hotel, das höchste bauliche, architektonische und kulinarische Standards erfüllt sowie finanziell als auch sozial exklusiv ist. Vgl. Goebel, E. (2009): 218.

dertreffen buchstäblich unausweichlich. Angesichts meines Vorhabens, ins Gespräch kommen zu wollen, bot der Fahrstuhl also eine vortreffliche Gelegenheit.

Eine ausführliche Betrachtung des speziellen Raumes der Fahrstuhlkabine war geboten – wie wirkte dieser im Zusammenspiel von Gebäude und Menschen? Der Fahrstuhl ist die vertikale Verbindung zwischen den Wohngeschossen. In seiner Bedeutung für die Entwicklung moderner Großstädte ist dieser Umstand kaum zu überschätzen. Erst seine Erfindung beflügelte einst das Bauen in weite Höhen und erschloss als technische Entwicklung neue Wohn- und Arbeitsweisen. Die wirtschaftlichen Erträge mit den knappen Grundstücksflächen in den rasant anwachsenden Großstadtzentren konnten durch den Hochhausbau um ein Vielfaches gesteigert werden.<sup>11</sup> Der Begegnungsraum des Treppenhauses verlor im Hochhaus an Bedeutung, da die Niedergänge zumeist nur im Notfall aufgesucht wurden.<sup>12</sup> Der Fahrstuhl war indes ein neuartiger Raum des Aufeinandertreffens der Menschen.

Der Aufzug ist ein Zwischenraum. Er verbindet Drinnen und Draußen, privat und öffentlich. Es ist ein Durchgangsraum vom Zuhause hinaus in die Welt – obgleich man in ihm ja nicht geht, sondern zumeist steht. Der Fahrstuhl versetzt seine Insassen während des Transports in einen bewegten Stillstand. Handelt es sich bei der Kabine, wie in den meisten Fällen, um eine geschlossene Kapsel, so verändert dies zudem die Wahrnehmung der eigenen Bewegung in ihrem Zusammenhang mit Raum und Zeit. Für die Dauer der Fahrt geben die Fahrenden die Kontrolle über ihr Fortkommen ab.<sup>13</sup> Derweil gilt es sich die Zeit zu vertreiben, sich zu beschäftigen, um die Zeit des Wartens zu überbrücken – das Warten darauf, dass man endlich da ist. Wo aber ist man, wenn man nicht mehr hier und noch nicht dort ist? Im Zwischenraum, in der Zwischenzeit? Je höher ein Haus, desto mehr Zeit und körperliche Mühen erspart das Fahrstuhlfahren. Doch ist die Zeit, die dadurch frei wird, freie Zeit? Ist das Fahrstuhlfahren Freizeit? Während des Fahrens gibt es nicht wirklich etwas zu tun. Nichts zu tun zu haben, das ist im alltäglichen Sprachgebrauch wiederum gleichbe-

11 Vgl. Rodenstein, M. (2020): 269; Hirschauer, S. (1999): 223.

12 Vgl. ebd.: 225.

13 Vgl. ebd.: 231.

deutend damit, Zeit zu haben. Doch gerade in Augenblicken des Wartens, beispielsweise während der Fahrstuhlfahrten, beschleicht viele Menschen, obwohl oder gerade weil sie nichts zu tun haben, in besonderem Maße das Gefühl, Zeit zu verlieren. Anscheinend setzt „Zeit zu haben“ weniger voraus nichts zu tun zu haben, als vielmehr tun zu können, was man möchte. Die Gewissheit, nicht Herr über die eigene Lage zu sein, missfällt den meisten Menschen – mögen die Momente, in denen sie es jemals wahrhaftig sind, auch selten sein.

Interessant wird es, wenn Fahrgäste einen solchen Kontrollverlust in der Gegenwart anderer erfahren. Im Aufzug ist die Zeitspanne des Aufeinandertreffens mit anderen nur bedingt steuerbar. Anders, als bei einer Begegnung im Treppenhaus, besteht nicht die Möglichkeit, aneinander vorbeizugehen. Wird ein Gespräch begonnen, so kann der Zeitpunkt seiner Beendigung weniger frei gewählt werden. Erst einmal in Gang gebracht, heißt es den Wortfluß aufrecht zu erhalten.<sup>14</sup> Und nimmt ein Gespräch erst mal an Fahrt auf, beginnt ein ganzes Regelwerk zu wirken.<sup>15</sup> Für viele ist das ein Grund, solcherlei Kontaktaufnahmen zu vermeiden.<sup>16</sup> Nicht nur zeitlich, sondern auch räumlich geraten Fahrstuhl-

- 14 Vgl. dazu Erving Goffman über die Regeln der Gesprächsführung: „Während dieses Prozesses gegenseitiger Bestätigung befinden sich die so bestätigten Personen in einem sogenannten Gesprächszustand, das heißt sie haben sich zu einer sprachlichen Kommunikation bereit erklärt und sich gegenseitig garantiert, den Wortfluß aufrechtzuerhalten. Ebenso ist eine Anzahl signifikanter Gesten nötig, damit neue Teilnehmer sich offiziell dem Gespräch anschließen können, damit zugelassene Teilnehmer sich offiziell zurückziehen können und damit der Gesprächszustand beendet werden kann.“ Goffman, E. (1986): 41.
- 15 „Immer wenn die konkrete Möglichkeit sprachlicher Interaktion auftaucht, kommt offensichtlich ein System von Praktiken, Konventionen und Verfahrensregeln ins Spiel, das als ein Mittel fungiert, den Verlauf der Mitteilungen zu regeln und zu organisieren.“ Ebd.: 40.
- 16 „Ebenso bewahrt einen oft Furcht vor möglichem Verlust des Images davor, Begegnungen zu beginnen, in denen wichtige Informationen übermittelt werden und wichtige Beziehungen wiederhergestellt werden können.“ Ebd.: 46; vgl. Hirschauer, S. (1999): 235.

fahrten zur Zumutung. Nicht bloß die eigene Bewegung, sondern auch die Begegnung mit Fremden hat man nur bedingt selbst „im Griff“. Regelmäßig werden in Aufzugskabinen die körperlichen Abstände so weit unterschritten, dass es Unwohlsein hervorruft. Werden räumliche Abstände zwischen Menschen geringer, so steigt die Notwendigkeit zwischenmenschlicher Distanz, um diesen Zustand erträglich zu halten.<sup>17</sup> Die Nähe zu Fremden führt zu bemüht taktvollen Umgangsweisen – oder besser gesagt: Umgehungsweisen des Beisammenseins. Wohl die meisten derer, die in ihrem Leben schon einmal mit Fremden Seite an Seite im Aufzug standen, wissen um die stillschweigende Regel, sich dabei nicht zu nahe zu treten. Viel muss dafür getan werden, dass nichts geschieht: Die Raumaufteilung unter den Personen, Nähe und Distanz, Blickkontakte,<sup>18</sup> die gesamte Körperlichkeit – insbesondere Atem, Geräusche, Gerüche, sowie Gespräche und ganz besonders deren Inhalte müssen umsichtig bedacht werden.<sup>19</sup> Dabei ist es schwer, wenn nicht gar unmöglich, allzeit richtig zu liegen. Denn die Unterschiede zwischen den Menschen spiegeln sich in dem, was sie jeweils als angemessen oder unangemessen erachten. Und die Erfahrung zeigt diesbezüglich: Menschen sind doch recht verschieden.

Was für das Aufeinandertreffen unter Fremden gilt, verkehrt sich bei Zusammenkünften von Bekannten ins Gegenteil: Kein Weg führt daran vorbei, sich zu grüßen und sich zumindest zu einem kleinen Gespräch bereit zu erklären. Hat man sich auch nichts zu sagen, kann dennoch nicht geschwiegen werden. Ein Verstoß gegen dieses Gebot hätte unweigerlich eine Störung des gemeinsamen Verhältnisses zur Folge. Begrüßungsformeln sind in diesem Zusammenhang von größter Bedeutung – sie ermöglichen zu zeigen, dass das persönliche Verhältnis noch so ist, wie es

17 „In unserer Gesellschaft gibt es viele und strenge Regeln für die Einhaltung von Distanz.“ Goffman, E. (1986): 73.

18 „Nichts braucht so viel Platz im Aufzug wie Blicke“. Hirschauer, S. (1999): 232.

19 Vgl. ebd.

beim letzten Mal war.<sup>20</sup> Fahren mehrere Personen gemeinsam, so verschachtelt sich die Vertraulichkeit der Gespräche entsprechend der jeweiligen Bekanntheitsgrade. Im Fahrstuhl kreuzen sich die Lebenswelten. Eine Übung im Aushalten des Anderen, bei der man sich nahbar werden kann.<sup>21</sup> Unter den richtigen Voraussetzungen ist der Aufzug ein guter Ort, um ins Gespräch zu kommen oder innerhalb des Hauses zum Gespräch zu werden. Für eine kurze Unterhaltung müssen sich die Bewohnerinnen und Bewohner nicht extra Zeit nehmen – im Fahrstuhl trifft man sich in der Zwischenzeit. So kam ich den Menschen in ihrem Alltag quasi dazwischen. Dazwischenzukommen, das hieß in diesem Fall an die Grenzlinien des nachbarschaftlichen Lebens zu treten, ohne jedoch genau zu wissen, wie und wo sie verliefen. Im Fahrstuhl befand ich mich sozusagen mittendrin im Dazwischen.

Sich einfach in den Fahrstuhl zu stellen, barg eine nicht unerhebliche Schwierigkeit: Die Anwesenheit im Aufzug als Außenstehender würde bei längerer Dauer sicherlich befremdlich wirken. Sichtlich fehl am Platze hätte ich die Bewohnerschaft vermutlich in erster Linie irritiert. Es brauchte einen Anlass – oder besser noch: eine sinnvolle Aufgabe, die es begründete dort zu stehen. Wie konnte ich den Menschen hier im besten Falle gar nützliche Dienste erweisen? Nichts ist leichter, als einen Fahrstuhl zu bedienen.<sup>22</sup> Wie man ihn in Bewegung setzt, erklärt sich nahezu von selbst, ein Kinderspiel. Doch war dem nicht immer so: In den Anfangstagen des Fahrstuhlfahrens war die Steuerung der Technik eine wichtige Aufgabe, die es gewissenhaft zu erfüllen galt. Neben der Ausübung der Kontrolle über die damals noch nicht automatisierten Abläufe war es wichtig, den Fahrgästen die Furcht vor der neuen Technologie zu nehmen – eine zur Schau gestellte Überwa-

20 „Begrüßungsformen machen es möglich, zu zeigen, daß die Beziehung noch das ist, was sie am Ende des letzten Zusammenseins war.“ Goffman, E. (1986): 48.

21 Nachbarschaft bestand für Ferdinand Tönnies in der „Gemeinschaft des Ortes“; Tönnies, F. (1970) [1887]: 16; die Wortherkunft „Nachbar“ ist etymologisch „nahgebur = der nahe Bauer“. Man versteht unter Nachbarn angrenzende oder räumlich nahe wohnende Personen. Vgl. Dell, C. & Kniess, B. (2009): 226.

22 So heißt es in Thomas Manns *Die Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull*. Mann, T. (2005) [1922]: 195.

chung der Umstände, in die sich die Fahrgäste begaben. Heutzutage wirkte die Rolle des Fahrstuhlführers oder „Liftboys“ wie ein Überbleibsel aus einer anderen Zeit. Sie ist nicht mehr notwendig. Sich das nicht Notwendige zu leisten, ist ein Luxus. Einen solchen Service dennoch angeboten zu bekommen, wird deshalb naheliegender Weise mit luxuriösen Lebenswelten in Verbindung gebracht.

Begab ich mich in der Kleidung eines Liftboys in die halb-private, halb-öffentliche Sphäre des Aufzugs, so stellte ich damit verschiedene Fragen in diesen Raum<sup>23</sup>: Weshalb wirkte die schicke Uniform hier fehl am Platze?<sup>24</sup> Was unterschied dieses Wohnhaus von einem Luxushotel? Was bedeutete überhaupt Luxus? Wäre es möglich, dass das Wohnen hier künftig zum Luxus werden könnte? Und welchen „Luxus“ gab es denn bereits? Meine Vorstellung passte nicht zum Ort und den Gewohnheiten der Hausbewohnerinnen und -bewohner. Die Uniform unterstrich meine Anwesenheit als jemand, der dort nicht hingehörte. Die Irritation des alltäglich Gewohnten sollte Gespräche eröffnen. Für das Vorhaben fehlte nur noch der standesgemäße Dress – eine passende Uniform musste her. Zu diesem Zwecke schritt ich schnurstracks durch das Hauptportal des berühmtesten Hotel Berlins und sprach dort beim Concierge vor. Es folgte ein längerer Schriftverkehr in dessen Verlauf es durch höfliche Beharrlichkeit gelang, eine Hoteldienerjacke mit passender Hose ausgeliehen zu bekommen.<sup>25</sup>

Vorab hatte ich das große Berliner Wohnungsunternehmen<sup>26</sup> kontaktiert, welches das hohe Haus verwaltet. In E-Mails und Telefonaten schilderte ich mein Vorhaben und bat um ein offizielles Einverständnis dafür, mich zu Forschungszwecken in den Fahrstuhl stellen zu dürfen. Es folgte ein sehr freundlicher Austausch, in dessen Verlauf ich auf alle Fragen zu meiner Forschung in der

23 Danke an Professor Bernd Kniess! – im Austausch mit ihm entstand diese Idee.

24 Wenngleich auch weniger stark als in vorangegangenen Jahrhunderten, ist die Kleidersprache ein Mittel der Orientierung, welchem gesellschaftlichen Stand Individuen zuzuordnen sind. Vgl. Sennet, R. 1986): 97.

25 Die Korrespondenz mit dem Hotel Adlon findet sich in der unveröffentlichten Originalschrift dieser Dissertation.

26 Die Korrespondenz mit der zuständigen Hausverwaltung findet sich ebenfalls in der unveröffentlichten Originalschrift.

gebotenen Ausführlichkeit einging. Schließlich versicherte man mir, über mein Anliegen auf höherer Ebene zu diskutieren. Wochen verstrichen ohne Antwort. Nach mehrfachem Nachhaken erhielt ich schließlich telefonisch eine Absage. Die Begründung: Man wolle nicht riskieren, die Bewohnerschaft mit Themen wie „Aufwertung“ zu beunruhigen. Ich entschied das Experiment trotzdem zu wagen und legte für mich deshalb die Spielregel fest, die Einmischende Beobachtung sofort abubrechen, wenn mir zu Ohren kommen sollte, dass sich auch nur eine einzige im Haus wohnhafte Person durch meine Anwesenheit gestört fühlte. Eine offizielle Genehmigung hätte mich zwar gegenüber der Wohnungsbaugesellschaft abgesichert; wie die Situation sich für die Betroffenen darstellte, musste jedoch ohnehin der gewichtigere Aspekt in meinen Abwägungen sein.

Vorgenommen hatte ich mir zunächst einmal voll und ganz in der Rolle des Pagen zu bleiben. Denn Strenge im Spiel fordert dazu auf, den Eindruck, den man hervorrufen möchte, ernst zu nehmen.<sup>27</sup> An den edlen Stoff der Uniform knüpften sich bestimmte Erwartungshaltungen: Aufmerksam, hilfsbereit, verständnisvoll und verschwiegen hat ihr Träger zu sein, geschult ist er in der Kunst für andere da zu sein.<sup>28</sup> Sie machte mich gewissermaßen zu einem Diener. Gleichwohl verlieh mir die Uniform merklich auch Verantwortlichkeit und, ich hätte es wahrlich nicht erwartet, durchaus auch einen Schimmer von Autorität. Das aus dem Französischen stammende Wort „Concierge“ bezeichnete ursprünglich den Torhüter oder Pförtner einer Burg oder eines Gefängnisses. Die zu meiner Garderobe gehörenden weißen Handschuhe verhinderten bei meiner Tätigkeit, dass ich die Berührung der Oberflächen der Fahrstuhlknöpfe teilte. Gewissermaßen blieb ich immer ein Stück weit außen vor. Die Uniform hob zudem meine Anwesenheit hervor und versteckte die Privatperson.<sup>29</sup> Einem ordentlichen Auftritt

27 Goffman, E. (2003): 19.

28 Vgl. Carl, J. (2015).

29 Mir lag sehr daran, dass es eine „echte“ Uniform aus einem „echten“ Hotel war. Auch in Kostümhandlungen hatte ich Erkundigungen eingeholt. Doch war ich überzeugt, dass die meisten Menschen auf den ersten Blick erkennen, ob es sich um einen Faschingsartikel oder das Ergebnis anspruchsvoller Verarbeitung hochwertiger Stoffe handelt.

stand nun kaum noch etwas im Wege. Um während dieses bevorstehenden Abenteuers nicht den Überblick über die Ereignisse zu verlieren, trug ich ein kleines Notizbüchlein bei mir. Pausen im Fahrstuhlbetrieb nutzte ich, um meine Eindrücke so zeitnah wie möglich aufzuschreiben.<sup>30</sup> Anders aber als im Falle des „Cardex“, dem streng unter Verschluss gehaltenen Buch eines Concierge, machte ich meine Aufzeichnungen auf Nachfrage stets einsehbar. Mit offenen Karten zu spielen war überaus wichtig. An heimliche Ton- oder Videoaufzeichnungen – nicht wenige argwöhnten zu Beginn tatsächlich, ob denn nicht etwa eine versteckte Kamera mitschnitt – war nicht zu denken. Von Anfang an klarzumachen, mit welchem Motiv und auf welche Weise ich Informationen erhob und wie ich mit ihnen umzugehen gedachte, war entscheidend für den Verlauf meines Versuchs. Ohne das Vertrauen der Hausbewohnerschaft wäre mein Vorhaben gescheitert.

Endlich konnte es losgehen: In Uniform stand ich parat, atmete noch einmal tief durch und drückte dann den Ruf-Knopf des Aufzugs. Ich betrat die Kabine und damit die „Bühne“. In der hinteren Ecke lag ein buntes Bonbonpapier auf dem Boden, das ich sogleich in meiner Hosentasche verschwinden ließ. Ein prüfender Blick in den Spiegel, noch einmal rückte ich die Uniform zurecht. Hinter ihr verborgen kam eine weitere Rolle zum Vorschein – die des Forschers, der sich Zutritt zu den Wirklichkeiten der Hausbewohnerinnen und -bewohner verschaffen wollte. Ob ich sie mit meinem Spiel überzeugte, würde sich jeweils binnen Sekunden entscheiden. In wenigen Worten würde ich zu vermitteln haben, was mein Anliegen war und was von mir erwartet werden dürfte. Würde mein Auftritt angemessen sein?

Plötzlich setzte sich der Fahrstuhl in Bewegung und rüttelte mich aus meinen Gedanken. Es gab jetzt kein Zurück mehr. Trotz oder gerade wegen all der Überlegungen im Vorfeld, war ich einigermmaßen aufgeregt. Im Erdgeschoss kam die Kabine zum Stehen. Mit dem Öffnen der automatischen Schiebetür erblickte ich

30 „Da das gleichzeitige Beobachten und Protokollieren dem eigentlichen Sinn einer teilnehmenden Beobachtung zuwiderläuft, kann das Beobachtete erst nach Abschluss der Beobachtung schriftlich fixiert werden. Dass dabei Gedächtnislücken und subjektive Fehlinterpretationen den Wert derartiger Protokolle in Frage stellen können, liegt auf der Hand.“ Bortz, J. & Döring, N. (1995): 240f.



meine ersten Fahrgäste: Drei junge Männer, die nach Krafttraining aussahen – dunkle Jacken, dunkle Pullover, dunkles Haar. Sie schienen in heiterer Stimmung zu sein. Mit einem großen Lächeln begrüßte ich sie und fragte die Herren in welchen Stock ich sie bringen durfte. Sie schoben sich an mir vorbei. Ihre Gangart wirkte herausfordernd auf mich. *Nach ganz oben! Wohin sonst?*, gaben sie als Fahrtwunsch an. Über den Spiegel schaute mich einer von ihnen an und tauschte Blicke mit seinen Kumpels. Dann stieß er mich von der Seite an: *Ey, kommst du mit einen kiffen?*, fragte er. Darauf war ich nicht vorbereitet.